Was das sittsame Roseli Hubacher alles erleben musste

Autor(en): **Haller, Lilli**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 27

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637773

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27 · 1912 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 6. Juli

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Sunneschyn.

Von Joseph Reinhart.

Dur d'Sunnesyten-ufe
Hets Sunneschyn bis gnue.
Stoht mänge Baum und weiß es nit,
Wohi der Sunnschyn tue. —

Dur d'Schattesyten abe
Mängs Stüdeli stoht do,
Luegt's Läbelang nom Sunneschyn
Und gwahret nüt drvo. —

Lies alle Sunnschyn zäme,
Wo niemer frogt drno —
Und gang damit uf Schattehalt —
— 's wird jedes übercho!

Was das sittsame Roseli Hubacher alles erleben mußte.

Erzählung von Lilli Haller, Bern.

Vorbemerkung der Redaktion. Fräulein Dr. Lilli Haller ist in den literarischen Kreisen Berns keine unbekannte Persönlichkeit mehr. Als Bernerin von Geburt besuchte sie die hiesigen Schulen und promovierte an unserer Universität mit einer literar-philosophischen Arbeit über Jeremias Gotthelf. Dann lebte sie jahrelang in Rußland, wo sie das Gymnasiallehrerexamen in russischer Sprache bestand und dann als Erzieherin in aristokratischen Familien wirkte. Lilli Haller hat ihre Eindrücke und Erlebnisse während dieses Aufenthaltes in Rußland — sie machte die Wirren der Revolutionsjahre durch — in interessanten Briefen und Aufsätzen im „Bund“ und im „Sonntagsblatt“ des „Bund“ wiedergegeben. Seit ihrer Rückkehr nach Bern, wo sie nunmehr als Lehrerin an der höheren Töchterschule wirkt, schrieb sie neben anderem die spannende Erzählung „Der Mord auf dem Dorfe. Aus Rußlands Revolutionsjahren“, veröffentlicht im „Sonntagsblatt“ des „Bund“. — In der vorliegenden Erzählung nimmt sie ihren Stoff aus der Heimat, genauer aus dem Emmental. Die gesunde und wohltuende Realistik ihrer Sprache und ihrer Gestaltung beweist, daß sie an Gotthelfs Kunst gelernt hat. Das „Roseli Hubacher“ wird jedem aufmerksamen Leser unvergeßlich bleiben.

Erst vor sechs Wochen war Rosa Hubacher ins Dorf Bösmauligen hinaufzogen und schon hieß sie in jedem Haus, jedem Hof, in Gaden und Stübli nur rundweg Roseli. So war es ihr überall in der Welt ergangen, der bescheidenen, sittsamen, nun bald vierzigjährigen Jungfer, wohin sie auch ihr anspruchsloses Wirken verlegen mochte. Bis vor sechs Wochen arbeitete sie in einer kleinen Nachbarstadt als Fabrikstrickerin; als Rosa Hubacher hatte sie sich auch dort vor Jahren eingeführt; aber schon am ersten Abend stand sie als einfaches Roseli ohne Familiennamen von ihrer Maschine auf. Sie nahm es den Leuten nicht übel, besonders hier in Bösmauligen nicht, das sie zwar noch wenig kannte, allwo sie jedoch zu bleiben hoffte bis an ihr höchstseliges Ende. Nähterin und Flickerin war sie nun hier und Herrn Pfarrers weiße, zerrissene Baumwollsocken bildeten gleich nach ihrer Ankunft den respektablen Gegenstand ihrer ersten Dorfarbeit.

Zu äußerst an einem der Dorfwege, ein wenig abseits von den Andern, in einem winzigen Häuschen, das früher als Speicher gedient, hatte Roseli sich eingehaust. Da besaß es eine einzige geräumige Stube, eine dunkle Küche, ein schmales Läubchen, das ins Grüne hinausguckte, wie überhaupt das ganze kleine Roselihäuschen im Grünen stand, hineingebaut in eine Halde, auf deren oberster Zinne ein junger Lindenbaum ragte und ein Haselhag sich streckte, in dem in den Frühlingstagen stets die erste Amsel sang. Das Zimmer Roselis enthielt merkwürdiger Weise zwei Betten und zwar zwei ungeheure Betten, deren rotgeblümter Flaum- und Federturm beinahe bis an die niedere Stubendecke reichte. In dem einen schlief es selbst, in dem andern — doch das soll um Himmels willen vorläufig nicht weitergeplauscht werden — schlummerten seine leisen, nie ausgesprochenen, kaum zu Ende gedachten, aber darum nicht weniger sehnsüchtigen Altmädchenträume. Zwischen den beiden Betten befand sich ein auch rotgeblümter Divan; darüber hingen Sinnsprüche und Bibelverse mit blauen, roten, weißen Engeln, und mitten in dieser Engelschar schwebte, neben dem Konfirmationsspruch in Schwarz und Gold, Roselis einzige Schwester aus Zürich, einen Folianten in der Hand und künstliche Photographierblumen auf der Brust. Ehrbar, sauber und bescheiden mutete diese Stube an, wie die schmächtige Bewohnerin selber. —

Es war an einem naßkalten Regensonntag gegen den Frühling hin. In großen Schnee- und Tropfenknäueln wirbelte und goß es vom Himmel hinunter und ließ in den wochenmüden Bewohnern Bösmauligens keine rechte Sonntagsstimmung aufkommen. Roseli stand drinnen in seiner warmen Stube und machte sich zum Gang in die „Versammlung“

bereit. Denn fromm, sehr fromm war die kleine Nähterin und des Frommseins konnte sie nie genug bekommen. Das Dorf wies überdies einen ungewöhnlichen Sektenreichtum auf, man hatte Auswahl, und da Roseli kein Unterscheidungsvermögen besaß und für seine Seele alle Wege nach dem Himmel führten, so fand es sich überall da ein, wo es etwas zu beten und zu singen gab. Das Gesangbuch in den mit feierlich schwarzen Baumwollhandschuhen bekleideten Händen, schritt es jeden Sonntag Morgen andächtig zur Kirche, den Kopf schüchtern gesenkt, wie das so seine Art war. Am Nachmittag folgte die „Versammlung", am Abend der sogenannte Jungfrauenverein, wo magerdürftige Kehlen ihre Lobgesänge zum hohen Himmel hinauflöteten, und wo Roseli mitsang so schön es vermochte. Blieb zwischen „Versammlung" und Jungfrauenverein noch Zeit übrig, so konnte man die kleine Nähterin drunten auf dem Schulplatz sehen, wo im Abenddunkel gewöhnlich die Heilsarmeeadjutantin erschien, um mit charakteristischem Salutistensopran, innig und werbend, ihre Weisen über das Dorf hin zu hallelujen.

Wie nun Roseli an diesem naßkalten Regensonntag den Fußpfad zum Dorf hinunterschritt, hätte auch das allerpuritanischste Auge kein Anstoßfältchen an seiner ganzen Erscheinung entdecken können; da war alles von so ehrbarer Einfachheit und ängstlicher Sittsamkeit, so sauber, verdient und bezahlt, daß jeder anständige Mensch Respekt bekommen mußte. Auf dem keuschen, ganz flachen Busen prangten als Garnitur immer Knöpfe, jedoch bald vertikal, bald horizontal aufgesetzt, manchmal auch in phantasievollem Zickzack. Das Haar trug Roseli schlicht zurückgekämmt, im Nacken in ein winziges Schundzöpfchen zusammengebunden und aufgesteckt, ein schüchternes, schwarzes Sammtband drüber, (die ganze Frisur wie eine Riesenwarze über dem Halsansatz). Schön konnte man demnach Roseli nicht nennen, aber etwas Liebes, Stilles lag in seinem ganzen Wesen, und weil es niemandem was zu Leide tat, war es überall gern gelitten.

Es schreitet also hinunter zum Versammlungslokal. Es hält den Schirm, das Gesangbuch, und rafft dazu das Sonntagskleid in die Höhe, so daß die großen Blüten auf dem kornblumenblauen Schipergloschli weithin sichtbar werden. Und wie es so seinen Weg dahingeht, kommt ihm ein Mann nach und marschiert wie ganz selbstverständlich neben ihm her. Er spricht es sogar an.

„Wo wollt ihr hin, Jungfer?" frägt er ungeniert. Die Angeredete hebt den Kopf und blickt ihn von der Seite her an: Unbekanntes Gesicht, gute Kleidung, neues, dunkelgrünes Ueberhemd und ein mächtiger, weitausholender Schnurrbart, einer jener Schnurrbärte, welche Frauenherzen mit einem einzigen Ruck aus den Angeln zu heben vermögen wie eine morsche Türe. Und Roseli, dem höchst selten ein Mann in die Nähe kam, das ihn ehrbarlich fürchtete wie ein feindliches Element, dem man aber im Grund gar sehr zugetan bleibt, weil von ihm noch so vieles für das einsame Leben zu erwarten steht — Roseli fühlte auch diesen plötzlichen Ruck in seinem Altjungfernherzen.

„Hinunter ins Dorf," entgegnet es leise und will von der „Versammlung" nichts erwähnen. Es faßt den Schirm fester, senkt das Kleid ein bischen tiefer, damit die frommen, magern Beine zwischen Schuh- und Unterrockrand nicht etwa sichtbar würden. Da fällt aber das Gesangbuch zur Erde mitten in Regen und Kot hinein. Und „Herrjeh!" entfährt es dem betroffenen Roseli. Jedoch der Mann im grünen Ueberhemd ist galant; er bückt sich, hebt das Buch auf und bemerkt dabei: „Ah, in die Versammlung wohl? Vielleicht kommt ihr eher mit mir in den „Hirschen" und trinkt ein Schöppchen Roten?"

Einen Moment lang war die ehrsame Flickschneiderin ganz starr vor Staunen; dann stieg etwas wie sonntägliche Unternehmungslust in ihr auf, aber gleich breitete die bald vierzigjährige Sittsamkeit ihr Flügelchen darüber und gebot das Wort. Roseli begann leise mit dem Kopfe hin und her zu wackeln, um sich Mut zur Rede zu machen. „Ich gehe mit keinem Unbekannten ins Wirtshaus," sagte es schließlich. „Unbekannt, hm, so kann man Bekanntschaft machen," meinte er kurz und schien das Anständigkeitszögern nicht verstehen zu wollen. „Ich wenigstens kenn' Euch, Roseli. Aber sicher gehört Ihr zur Abstinenz und trinkt keinen Wein, dann nehmen wir eben eine Tasse Kaffee."

Die Dorfschneiderin neigte den Kopf immer mehr zur Seite und bekam einen ganz eigentümlichen Ausdruck in die Augen, so etwa wie ein erschrockenes Huhn, das man einfangen will. Unwillkürlich senkte sie den Regenschirm tiefer gegen den Unbekannten, schielte noch hastig zu ihm hinüber und beeilte ihren Schritt. Da lag etwas wie Gefahr, schien ihr. Schon war übrigens das Versammlungslokal in Sicht, die Tür zu ebener Erde stand offen, Harmoniumklänge drangen in den Regen hinaus. Was würde man auch von ihr denken, wenn sie mit dem Mann im grünen Ueberhemd daher kam?

„Ich danke, ich komme nicht zum Kaffee," erwiderte sie leise und steuerte immer rascher den Fußpfad hinunter. Der Mann jedoch folgte hartnäckig. „Vielleicht besinnt Ihr Euch und kommt doch?" drängte er. „Nein, ich danke," stieß sie hastig hervor und ihre Stimme überschlug sich vor lauter Erregung. Sie blickte zum Versammlungslokal hin wie zu einem Rettungsboot. „Nu, wie Ihr wollt!" gab der Mann schnauzig zurück und schritt ohne Gruß von dannen.

Leise schlich Roseli an seinen gewohnten Platz. Es war ihm sehr peinlich, daß es zu spät gekommen und unter der horizontalen Knopfreihe seiner Sonntagsjacke klopfte das Herz auf und ab. Es faltete die Hände, machte aufrichtige Anstrengungen zur Andacht und senkte den Kopf tief. Aber da war etwas, das störte und das trug ein neues, dunkelgrünes Ueberhemd. Der kreuzlahme Bauer, der den Versammlungsprediger ersetzte, blickte zufällig unter den buschigen Brauen zu der Zerstreuten hinüber; da glaubte sie sich ertappt und wurde rot.

Nachdenklich wanderte Roseli nach der Versammlung seinem Häuschen zu. Auszugehen begehrte es nicht mehr; darum wurde auf dem Läubchen draußen das Sonntagsgewand gebürstet, auch der Hut mit den sparsamen Federbüschelchen; dann marschierte der Nachmittagskaffee auf den Tisch und „Feierabend", und „Kriegsruf" wurden zum Studieren zurechtgelegt. Roseli jedoch las heute zerstreut; der Kopf war eigener Gedanken voll. Wer war er? Was hatte er von ihr gewollt? Land auf, Land ab kannte man sie als ehrbare Person, also konnte er nur ehrbare Absichten haben. Vielleicht war es gar nicht schön von ihr gewesen, ihn nur so einfach abzuweisen.

„Aber affäng", schloß sie resigniert, „hat er ernste Absichten, wird er mich schon finden." —

Als es dämmerte, erhob sie sich vom Stuhl und trug den Wassereimer hinunter vors Häuschen unter die Brunnenröhre. Aber längst schon lief das Wasser in Güssen über den Kesselrand, als Roseli immer noch den Fußpfad hinunterspähte zur Scheuerecke, wo der Dorfweg vorbeiführte, und wo ab und zu eine Figur in der Dämmerung auftauchte.

Es begann zu nachten. An den Fensterscheiben erloschen die letzten Lichter, der Apfelbaum vor dem Läubchen wurde regungslos und nachtstill. Die Zeit war gekommen, um unter den Federturm zu kriechen. Da — auf einmal Tritte. Jemand stieg hastig die sechs Steinfließen zum Häuschen empor. Roseli fuhr ordentlich zusammen. War es am Ende . . . ?

Aber: „Bist noch nicht zu Bett?" fragte draußen eine hohe Frauenstimme. Geschwind huschte nun das erschrockene Roseli durch die Küche und öffnete. Vor der Tür stand Frau Lauff, eine junge Witwe. Vor sieben Monaten hatte sie unter strömenden Tränen ihren Gatten, den Gedarmen, ins Grab gesenkt und trug dessen Konterfei in voller Uniform, mit Schnüren, Schmerbauch und Säbel in einer Riesenbrosche stets unter dem Kinn. Frau Lauff besaß unten im Dorf, ganz in der Nähe der Station, einen neuen Schuhladen, den sie sich mit der hinterlassenen Barschaft des teuren Gendarmen eingerichtet hatte. Sie behauptete allen, Roseli sei ihre allerbeste Freundin, denn in Roselis harmlosem Busen ließ sich der eigene, nicht allezeit harmlose Kram, brühwarm und gefahrlos versenken.

„Ich komme nur auf einen Augenblick," sagte sie, trat in die Stube und setzte sich. „Der Peterli ist eben eingeschlafen. Ich wollte dir bloß erzählen, welch wüste Leute da oben im Dorf sind. Wirst es übrigens auch noch erfahren. Aber hätt' ich das vorher gewußt, wäre ich mit meinen Schuhen niemals in dies Drecknest hinaufgezogen."

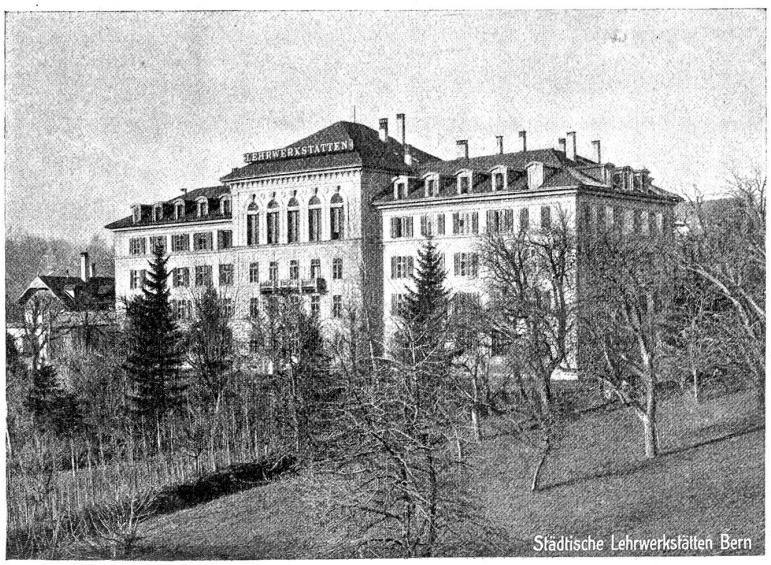
Nach dieser verheißungsvollen Eingangsrede sah sie zu Roseli hin und wartete auf dessen mehr oder weniger mitempörte Meinung. Da die kleine Nähterin aber selten eine Meinung hatte und diese noch seltener äußerte, schwieg sie einfach und wartete. Frau Lauff legte die linke Hand flach auf die Tischplatte, schlug mit der geschlossenen Rechten in kleinen Intervallen in die offene Handfläche und stieß hastig durch ihre Zahnlücken hindurch: „Ein Pack ist da oben, sage ich dir, ein Pack! Da haben nun die beiden Rindlisbacher Jungfern, die immer so fromm tun und daneben vor Neid bersten, erfunden, ich empfange noch abends spät Männerbesuche. Sie behaupten, der Weichenwärter Moser komme öfters zu mir und andere. Und nun erscheint heute der Möri, der Hausbesitzer, im Laden, macht zuerst allerlei Anspielungen und meint schließlich, ein schlechtes Weibervolk könne er nicht in seinem Hause dulden, lieber lasse er den Laden unvermietet."

Frau Lauff machte eine Wutpause, schaute mit hochgezogenen Brauen und beinahe herauspurzelnden Augen zu Roseli hinüber. Jedoch dieses hatte immer noch keinen Ausdruck für die kommende Empörungsrede gefunden und saß wortlos aber teilnehmend da.

(Fortsetzung folgt.)

Die bernischen Lehrwerkstätten.

Die vier Zweige der bernischen Lehrwerkstätten, deren Tätigkeit in den bildlichen Darstellungen unserer heutigen Nummer dem Leser vor Augen geführt wird, sind die Werkstätten für Mechaniker, Schlosser, Schreiner, Spengler. Umschlungen durch das Band gemeinschaftlichen Unterrichtes im Zeichnen und in kaufmännischen Fächern: Rechnen, Buchhaltung, Korrespondenz, führen sie für die fachmännische Ausbildung der Lehrlinge jede ihr eigenes Dasein. In jedem Zweige des Institutes ist der technische Unterrichtsplan den besonderen Anforderungen des künftigen Berufes angepaßt.



Städtische Lehrwerkstätten Bern

Wer einen dieser Unterrichtspläne zu Gesichte bekömmt, erhält den Eindruck eines aus praktischen Erfahrungen hervorgegangenen, wohl durchdachten und auf das Sorgfältigste ausgearbeiten Lehrprogramms. Es ist dies auch das Urteil derjenigen Fachmänner, die das Schweizerische Industriedepartement mit der Beaufsichtigung der bernischen Lehrwerkstätten und der Begutachtung des Lehrganges und der den Lehrlingen zu teil werdenden Anleitung zum Beruf beauftragt hat. Die Berichte dieser beiden Experten (bis in die letzten Jahre Herr Architekt Jung-Winterthur, gegenwärtig Herr Architekt Cattani-Luzern) legen ein für die Lehrwerkstätten ehrendes Zeugnis der verständnisvollen Anordnung des Lehrplanes und der Anstrengungen der Lehrmeister und der Lehrlinge, um gediegene Leistungen zu bieten, ab.

Der Erfolg ist denn auch nicht ausgeblieben. Sehen wir uns die einzelnen Abteilungen etwas näher an, so treffen wir vor allen die Mechanikerabteilung, die in ihrem vierjährigen Kurse fünfundsiebenzig Lehrlinge zählt. Wenn sie deren nicht noch eine größere Zahl aufweist, so liegt die Schuld daran an den Budget- und an den Raumverhältnissen. Manches Aufnahmegesuch, bei welchem die Bedingungen der Zulassung vorhanden sind, muß unberücksichtigt bleiben, weil der Werkstätteraum und die Zahl der wirkenden Lehrkräfte für eine weitere Vermehrung der Zahl der Lehrlinge nicht ausreichen. Es kommt bei dem Werkstätteunterricht ein Erfordernis in Betracht, das für den Zuhörer auf der Schulbank nicht in gleichem Maße zutrifft. Der Lehrling muß persönlich angeleitet werden; der Lehrmeister muß sich mit